

STEPHANIE COWELL

DIE
Frau IM
GRÜNEN *Kleid*

*Sie war die Muse Claude Monets.
Er war ihr Schicksal.*

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Susanne Aeckerle

DROEMER 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2010
unter dem Titel »Claude & Camille. A Novel of Monet«
bei Crown Publishing, a division of Random House, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Neuausgabe März 2020

Droemer Taschenbuch

© 2010 Stephanie Cowell

© 2010 der deutschsprachigen Ausgabe

Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: Arcangel Images / Mary NZ, PixxWerk®, München,
unter Verwendung von Motiven von shutterstock.com

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-426-30745-8

2 4 5 3 1

*Wie immer für meinen Mann Russell
und meine Söhne James und Jesse*

Präludium

GIVERNY

Juli 1908

Die tiefstehende Sonne warf ihren Glanz auf die Kupfertöpfe an der Küchenwand. Der alte Maler trank seinen Wein und rauchte eine Zigarette, vor sich auf dem Tisch einen im Zorn zerknüllten Brief. Durch das offene Fenster hörte er das Summen der Insekten über einem der Blumenbeete und die Stimmen des Gärtners und seines Sohnes, die sich leise unterhielten, während sie ihren Schubkarren über die Wege des weitläufigen Gartens schoben.

Er hatte wieder seinen Seerosenteich malen wollen, doch nach dem Eintreffen des Briefes konnte er nicht mehr arbeiten. Selbst jetzt spürte er noch die bitteren Worte von der Tinte aufsteigen. »Warum schreiben Sie mir nach all diesen Jahren, Monet? Ich mache Sie nach wie vor für den Tod meiner Schwester Camille verantwortlich. Zwischen uns wird es nie zu einer Versöhnung kommen.«

Draußen neigte sich der Tag dem Ende entgegen, und es duftete süß nach Gräsern und Rosen. Der Maler trank seinen Wein aus, erhob sich plötzlich, glättete den Brief und steckte ihn in die Tasche. »Du törichte Frau«, murmelte er. »Du hast es nie begriffen.«

Mit gesenktem Kopf ging er die Treppe zum oberen Stockwerk unter dem schrägen Dach hinauf und den Flur entlang zu der verschlossenen Tür. In diesem kleinen Atelier hatte er für kurze Zeit gearbeitet, als er vor Jahren hier eingezogen war, und er

konnte sich nicht erinnern, wann er es zum letzten Mal betreten hatte.

Staub bedeckte die halb aufgebrauchten Farbtuben auf dem Tisch, Spachtel und Pinsel jeder Größe steckten in Gläsern. Aufgerollte Leinwand und Holz für Keilrahmen lehnten an der Wand. Hinter dem Tisch war eine zweite Tür, die in ein kleineres Zimmer mit einer weiteren Staffelei und einem mit blauem Samt bezogenen Lehnstuhl führte. Er ließ sich darauf nieder, legte die Hände auf die Knie und blickte sich um.

Dieses Zimmer war mit Bildern von Camille angefüllt.

Eines zeigte sie beim Sticken im Garten mit einem Kind zu ihren Füßen, ein weiteres lesend im Gras, den Rücken an einen Baum gelehnt, durch dessen Blätter die Sonne auf ihr helles Kleid fiel. Sie war so schwer zu fassen wie das Licht. Man versuchte es zu greifen, und es bewegte sich, man wollte die Arme darum schlingen und merkte, dass es verschwunden war.

Viele Jahre waren vergangen, seit er Camille in der Buchhandlung gefunden hatte. Er sah sich, wie er damals war, von recht passablem Äußeren, mit dunklem Bart, dunklen, funkelnden Augen, eine wenig prahlerisch – ein junger Mann, der nicht an allzu vielen Selbstzweifeln litt und trotzdem etwas schüchtern war. Die genauen Worte, die sie damals gewechselt hatten, waren ihm entfallen, und als er sich daran zu erinnern versuchte, verschwammen sie. Doch er erinnerte sich deutlich an den atemlosen Ton ihrer Stimme, die Anmut ihres Halses, die langen Finger und dass sie ein wenig gestottert hatte.

Da hing das erste Porträt, das er von ihr gemalt hatte, als sie gerade neunzehn war. Hoch aufgerichtet stand sie da, in dem grünen Promenadenkleid mit der langen Schleppe, den Blick über die Schulter gewandt, wunderschön, herablassend, so wie sie vor fast einem halben Jahrhundert auf ihn gewirkt hatte. Er erhob sich und berührte vorsichtig die Leinwand. Manchmal träumte er, Camille in den Armen zu halten, sich im Bett nur

umdrehen zu müssen, und sie wäre da. Aber sie war fort, und er war alt. Fast siebzig Jahre. Unter den Fingern spürte er nur kalte Farbe. »*Ma très chère ...*«

Dämmerung setzte ein und ließ die Bilder verschwimmen. Er tastete nach dem Brief in seiner Tasche. »Ich habe dich so geliebt«, sagte er. »Ich wollte nie, dass es so endet. Du warst dabei, als alles begann, du hast uns allen Mut gemacht. Diese Gärten in Giverny sind für dich, aber ich bin alt, und du wirst ewig jung sein und sie niemals sehen. Ich werde noch einmal an deine Schwester in ihrem Laden in Paris schreiben. Sie muss es begreifen, sie muss erfahren, wie es war.«

Draußen senkte sich das Zwielicht über den Garten, und die Seerosen würden ihre Blüten für die Nacht schließen. Er wischte sich über die Augen und setzte sich für eine Weile wieder auf im Lehnstuhl, um sich zu beruhigen. Nach einem letzten Blick verließ er das Atelier und ging langsam die Treppe hinunter.

Teil eins



1857 – 1861



Ich habe so viel Feuer in mir und so viele Pläne. Immer will ich das Unmögliche. So sieht zum Beispiel Gras, das unter klarem Wasser wogt, wunderschön aus. Versucht man es jedoch zu malen, kann man dabei verrückt werden.

CLAUDE MONET

Das Wasser im Hafen von Le Havre änderte stündlich seine Farbe. Mal zeigte es ein leuchtendes Blaugrün, mal ein erschöpftes Grau und dann wieder ein mysteriöses, tintiges Schwarz. Schiffe knarrten an ihren Ankerketten, von großen englischen Handelsschiffen mit hohen Masten bis zu schäbigen kleinen Fischerbooten, sturmgeprüft und vollgestopft mit durchweichenden Netzen. Stets trug der Wind den Geruch von Salz und frisch gefangenen, glitschigen Fischen mit sich, die sich täglich über die nassen, rauen Bohlen des Kais ergossen. Die Taue hatten alle nur denkbaren Braunschattierungen. Der siebzehnjährige Claude Monet schlenderte in seinem dunklen Anzug und den gestärkten Spitzenmanschetten die Hauptstraße hinunter, das dichte Haar unter einer kecken Mütze verborgen, unter dem Arm eine Zeichenmappe. Beim Aufstoßen der knarrenden Tür des Ladens für Künstlerbedarf rief er: »*Bonjour, Monsieur.*«

Der alte Gravier humpelte aus dem von wenigen Öllampen erhellten Schatten hervor. »Da sind Sie ja!«, krächzte er. »Haben Sie mir mehr von Ihren Arbeiten zum Verkauf gebracht?«

Claude legte die Mappe auf den Ladentisch und holte seine neuen Karikaturen heraus, riesige Köpfe auf winzigen Strichmännchenkörpern im beliebten Pariser Stil.

Der alte Mann gluckste, wobei seine abgebrochenen, tabakfleckigen Zähne zum Vorschein kamen. »Sie sind doch ein echter Filou!«, lispelte er. »Ja, dafür werden die Leute gutes Geld bezahlen. Jeden Tag kommen neue Aufträge für Sie herein. Können Sie gleich morgen früh zu dieser Adresse gehen? Der Herr, der dort wohnt, ist ganz erpicht auf eine Karikatur von sich. Er ist der Vater von Ihrem Freund Marc aus dem Lyzeum, das heute ja wohl noch nicht den Unterricht beendet hat, oder?«

»Hat es nicht?«, erwiderte Claude leichthin und nahm die Adresse, ohne weiter auf die hintergründige Frage einzugehen. Er wandte sich ab, schaute aus dem Fenster und die Straße hinunter, wo die Schiffe im Wasser dümpelten und die Masten hin und her schwankten. Jemand kam am Laden vorbei und durch die Tür herein. Wer mag das sein?, fragte sich Claude. Ach, nicht weiter wichtig. Ist ja nur Eugène Boudin, einer dieser einheimischen Maler, der die Gegend mit einer Staffelei auf der Schulter durchstreifte, stets in denselben Kleidern und mit einem formlosen braunen Hut auf dem Kopf. Er war etwa vierzig, und Freunde behaupteten, wenn er malte, könne man einen Feuerwerkskörper neben ihm hochgehen lassen, ohne dass er auch nur Notiz davon nahm.

Während Boudin durch den Laden ging und ihnen dabei freundlich zunickte, entstand durch die sich schließende Tür ein leichter Luftzug, der ein paar Zeichnungen aus Claudes Mappe anhob. Der junge Mann ging hastig in die Knie, um sie aufzufangen.

»*Bonjour*, Monet«, sagte Boudin. »Erlauben Sie mir, Ihnen zu helfen.« Er bückte sich ebenfalls, hob ein Blatt auf, das gegen

den Ladentisch geweht war, und warf einen Blick darauf. Er strich sich über den Bart und sah sich die Pastellzeichnungen einiger Boote genauer an. »Was haben wir denn da?«, fragte er überrascht. »Ist die von *Ihnen*?«

»Ist sie. *Merci!*«, erwiderte Claude steif und streckte die Hand aus.

»Aber die ist wirklich gut. Ich wusste nicht, dass Sie ernsthaft zeichnen.«

»Oh, ich zeichne nicht ernsthaft«, antwortete Claude, während er die Skizze verstaute. »Das mache ich nur zu meiner Unterhaltung zwischen meiner wirklichen Arbeit.«

»Ihrer wirklichen Arbeit?«

»Ja. Ich beabsichtige, der berühmteste Karikaturist Frankreichs zu werden.«

Boudin begann in einem großen Kasten mit Ölfarben zu kramen, die Gravier ihm gebracht hatte. Mit nachdenklichem Gesicht wog er einige Tuben in der Hand. Dann blickte er zu Claude auf und fragte: »Das befriedigt Sie also, ja? Aber hören Sie, haben Sie denn noch nie in Öl gemalt oder es mit Landschaftsbildern versucht?«

Claude spürte, dass sowohl der Künstler als auch der Ladenbesitzer auf seine Antwort warteten. Er zuckte die Schultern. »Landschaften, Monsieur, so wie Sie es machen? Bei jedem Wetter draußen zu stehen, um zu malen? Das interessiert mich nicht.«

Boudin schüttelte den Kopf. »Ich mache Ihnen einen Vorschlag«, sagte er. »Versuchen Sie es nur ein einziges Mal, und Sie könnten Ihre Meinung ändern. Ich werde morgen bei Tagesanbruch malen und lade Sie ein, mit mir zu kommen. Eine zusätzliche Staffelei, Farben und Pinsel bringe ich mit. Wir treffen uns um fünf Uhr hier vor dem Laden.«

»Um diese Uhrzeit irgendwo hinzugehen ist unvernünftig, Monsieur.«

»Völlig unvernünftig.« Liebevoll berührte Boudin die ausgewählten Farbtuben und legte das Geld auf den Ladentisch. »Betrachten Sie es als eine Herausforderung, wenn Sie wollen.«
»Nun denn, Monsieur«, erwiderte Claude ruhig. »Fünf Uhr morgens, wie Sie sagten. Ich schätze, so schwer wird das nicht sein.«

Rasch entfernte sich Claude vom Laden und blickte zum Kai hinunter, wo sich das Geschäft seines Vaters befand. Um nichts in der Welt würde er in dessen Fußstapfen treten. Zwischen ihnen stand es nicht gut.

Das war nicht immer so gewesen. Als Claude jünger war, hatte er seinen Vater bewundert und war gerne zu dem Geschäft für Schiffsausrüstungen hinuntergelaufen, hatte seine Freude gehabt an dem kristallinen Tintenfass, den Federhaltern, den spröden Taumustern, die an Nägeln hingen, den Blechbüchsen mit Schiffszwieback. Er kam nach der Schule, kletterte auf den Schoß seines Vaters und wurde schließlich zum Konditor geschickt, um Gebäck mit Haselnusscreme zu holen, das am Schreibtisch zwischen den Rechnungsbüchern verzehrt wurde. Dann kamen die unwirschen Auseinandersetzungen der letzten paar Jahre, Claudes Sarkasmus und die schlechten Schulnoten, die erbitterten Konfrontationen. Außerdem war da noch sein vorbildlicher älterer Bruder Léon, der sich (laut seinem Vater) so entwickelte, wie ein Mann es sollte.

So vieles hatte sich seit jenen frühen Jahren verändert. Damals hatten sein Vater und seine Mutter noch das Schlafzimmer geteilt, doch seit zwei oder drei Jahren schliefen sie getrennt. Claude kannte den Grund. Er krümmte die Schultern, während er den Hügel zu ihrem Haus im Stadtteil Ingouville oberhalb des Hafens hinaufging, vor Zorn schwerer atmete und seine Mappe wie zur Verteidigung an sich drückte. Seine Mutter war feinfühlig, liebebreizend und zu freundlich für diese Welt. Sie hät-

te nie die Frau eines Ladenbesitzers werden dürfen, sondern die eines bedeutenden Mannes, der ihre Liebe zur Kunst und ihre Gabe der Einfühlsamkeit zu schätzen gewusst hätte. Sie war zärtlich und warmherzig und hieß alle bei sich willkommen, von ihrem Freundeskreis bis hin zu den Bettlern an der Hintertür.

Während er sich dem großen Haus näherte und durch den Rosengarten seiner Mutter ging, überlegte er, wie sich der vor ihm liegende Abend am besten bewältigen ließe. Gäste würden heute zu der monatlichen musikalischen Soiree kommen. Wenn er erst bei ihrem Eintreffen herunterkam und nach oben flüchtete, bevor sie gingen, könnte er das missliche Problem umgehen, mit seinem Vater oder seinem frisch verheirateten Bruder sprechen zu müssen.

Seine wohlgeformte junge Cousine würde ebenfalls anwesend sein, was den Abend vermutlich erträglich machen würde.

Zwei Stufen auf einmal nehmend, eilte Claude die Treppe hinauf und schloss seine Zimmertür hinter sich. Seit sein Bruder ausgezogen war, gehörte ihm das Zimmer allein und diente ihm mit dem schmalen Bett, dem Waschtisch und den zerlesenen Ausgaben von Romanen, Gedichten und Theaterstücken, die sich im Regal und auf dem Boden stapelten, als Refugium. Er hatte auch einige seiner Karikaturen an der Wand befestigt, neben ausgerissenen Zeitschriftenseiten mit Frauen in der neuesten Pariser Haute Couture – weite Krinolinen und reich verzierte, seidene Abendkleider. Auf dem kleinen Schreibtisch warteten seine Schulbücher auf ihn, und er schleuderte sie mit plötzlichem Abscheu unter das Bett. Warum hatte der alte Gravier ihm diese blöde Frage gestellt? Er verbannte sie aus seinen Gedanken als nicht wert, weiter bedacht zu werden, warf sich auf das Bett und schlug einen seiner Lieblingsromane auf.

Stunden später, als es dunkel wurde und die Uhr unten melancholisch acht Mal zur vollen Stunde schlug, hörte er die Stim-

men der Gäste, die zur musikalischen Soiree eintrafen, zog seinen Abendanzug und das Hemd mit den Spitzenmanschetten an und schlenderte nach unten in den Salon. Gaslicht beleuchtete die bestickten Stuhlbezüge, die Seidentapete und das gute französische Piano. Auch der großzügige Weinvorrat entging ihm nicht.

Adolphe Monet stand neben einem ovalen Porträt seiner Mutter, die Füße leicht nach außen gestellt, während sein Blick umherschoss, als suche er jemanden, dem er seine Arbeit erklären konnte. Sein Bedürfnis, alle wissen zu lassen, wie gut er für seine Familie sorgte, hatte etwas irritierend Demütiges. Neben ihm stand Claudes älterer Bruder Léon, dessen Schultern sich bereits leicht vorwölbten, zusammen mit seiner bleichen, langweiligen neuen Gattin.

Claude runzelte die Stirn. Ich werde auf der anderen Seite des Zimmers bleiben, dachte er, und hinausschlüpfen, wenn er in meine Nähe kommt. Rasch trank er ein ganzes Glas Wein, um sich zu wappnen.

Mehr als ein Dutzend Gäste waren gekommen, einschließlich seiner fünfzehnjährigen Cousine Marguerite in einem langen, mattrosa Kleid, ihr flachsfarbenes Haar in Locken, der breite Mund für ihn zu einem Lächeln verzogen. Stets forderte sie ihn mit ihren blauen Augen heraus. Er setzte sich neben sie auf das Sofa und haschte nach ihren Fingern. »Der Preis für Takelage ...«, sagte sein Vater.

Takelage, um sich daran zu erhängen, dachte Claude, seine Hand jetzt mit der schmäleren, feuchten des Mädchens verschränkt.

Claudes Mutter glättete ihre Röcke und setzte sich an das Piano. Sie begann zu singen, und ihre ältere verwitwete Schwester, Claudes Tante Lecadre, trat näher, um mit ihrem leisen Alt die zweite Stimme zu übernehmen. »Sing mit mir, Claude«, rief Madame Monet, und Claude ließ mit einem letzten Drücken

die Hand seiner Cousine los, sprang auf und verbeugte sich auf übertriebene Weise zum allgemeinen Applaus im Raum. Er zog sich einen Stuhl zum Piano. Unter all den Gästen spürte er, wie sein Vater ihn beim Singen beobachtete. *À la claire fontaine, m'en allant promener ... Il y a longtemps que je t'aime.* Beim klaren Brunnen ging ich spazieren ... ich liebe dich seit langer Zeit.

Er hatte bereits zu viel Wein getrunken. Sein jugendlicher Bariton schwankte. Weitere Gäste waren eingetreten, und hinter ihnen sein Lateinlehrer aus dem Lyzeum. Wer hatte den denn eingeladen? Claude stand auf und ging zu einem Beistelltisch, an dem er sich einen Cognac einschenkte. Dann kehrte er zum Sofa zurück und sank mit gerunzelter Stirn wieder neben das Mädchen. Der Raum war plötzlich stickig, und Claude öffnete seinen obersten Hemdknopf.

Marguerite kicherte. »Du bist betrunken.«

»Ich brauche Luft. Komm mit.« Er erhob sich, zog sie durch das Zimmer und nach draußen in den mittlerweile dunklen Rosengarten. Er drängte sie zum Schuppen, küsste sie auf den Mund und tastete nach ihren kleinen Brüsten unter dem Fischbein ihres Korsetts. Aus dem Fenster wehten Gesang und Gelächter. »Oh, lass das, Claude! *Non, s'il te plaît!*« Sie kicherte, als er sie gegen die Schuppenwand drückte.

Sein Vater war auf den Stufen vor dem Haus aufgetaucht, eine Laterne in der Hand, deren Licht hier und da über die Blumenstrich, bis es die Wand des Schuppens erreichte. »Hier bist du also!«, zischte Adolphe Monet verärgert. »Was zum Teufel treibst du da? Ich habe gerade erfahren, dass du im vergangenen Monat nur ein paar Mal in der Schule warst und dieses Jahr wahrscheinlich durchfallen wirst. Und du, junge Dame!« Er packte Claudes Arm, und das Mädchen floh.

Wütend schüttelte Claude seinen Vater ab. »Ich mache, was ich will!«, schrie er. »Nur damit ich ja nicht wie du werde! Ich weiß von deiner Mätresse und was das meiner Mutter angetan hat!«

Ihre Stimmen erhoben sich über die Musik. Claude wich dem Schlag seines Vaters aus, rannte die Stufen ins Haus hinauf, an den Gästen vorbei und in sein Zimmer. Dort leerte er die Geldkassette aus, die auf seinem Schreibtisch stand, und die Münzen rollten und purzelten auf den Boden. Er würde reich werden, seine Mutter von hier fortbringen, und sie würden zusammenleben und glücklich sein. Er spürte die Lippen des Mädchens auf den seinen, den Geruch der Blumen, war wütend und voller Verlangen und übergab sich dann heftig von dem Cognac.

Kurz vor der Morgendämmerung, dieser Zeit, in der man sein Kissen umarmen und noch Stunden weiterschlafen sollte, wurde er wach. Neben dem ersten Vogelgezwitscher vernahm er das Geräusch hartnäckigen Klopfens. Er vergrub den Kopf im Kissen, obwohl die Haushälterin Hannah vor der Tür seinen Namen rief. »Sie haben mich gebeten, Sie zu wecken, Monsieur Claude! Sie wollten mit diesem Maler losziehen. Ihr Vater schläft noch.«

Claude fiel die Auseinandersetzung des gestrigen Abends im Garten wieder ein. Ihm war überhaupt nicht danach zumute, heute ein dämliches Landschaftsbild zu malen. Trotzdem warf er sich rasch etwas Abgetragenes über und ging mit baumelnder Laterne den Hügel hinunter.

Im Laternenlicht tauchten der geschlossene Laden und eine dunkle Gestalt davor auf: Boudin, und neben ihm ein Schubkarren mit zwei Staffeleien. Ich werde ihm sagen, dass ich nicht interessiert bin, und dann wieder ins Bett gehen, beschloss Claude. Beim Näherkommen wurden Boudins Gesichtszüge deutlicher. »Verschlafen?«, fragte der Maler. »Ein Landschaftsmaler steht vor dem Morgengrauen auf. Ist alles in Ordnung?«

Ach, zum Teufel!, dachte Claude und erwiderte: »Ja, wieso nicht? Hab gestern Abend nur ein bisschen zu viel Wein getrunken. Also dann, gehen wir!«

Wie seltsam, so früh durch die Stadt zu wandern, in der noch kaum Leben herrschte. Unten im Hafen liefen gerade die ersten mit Netzen beladenen Fischerboote aus. Nur aus wenigen Schornsteinen stieg Rauch auf. Während sie ihren schweren Schubkarren schoben, fielen auch diese Häuser hinter ihnen zurück, und sie fanden sich auf einem Feldweg wieder. Über den Feldern hob sich das erste graue Licht der Morgendämmerung. Apfelbäume tauchten vor ihnen auf, die Blüten wie Geister auf dem Boden verstreut.

Boudin stellte die Staffeleien auf.

Claude blickte sich um. »Hier?«, fragte er ungläubig. »Hier sollen wir malen? Da gibt es doch nichts als Bäume, und dahinter Felder und noch mehr Bäume.«

Der Maler hielt in seinen Vorbereitungen inne und warf die Hände hoch, sein Gesichtsausdruck nun nicht mehr gelassen. »Ist das alles, was Sie sehen, Monet? Vielleicht war es ein Fehler, Ihnen zu erlauben, heute mit mir zu kommen. Vielleicht haben Sie ja doch nicht so viel Talent. Das fängt ja gut an! Ein Maler trinkt nicht bis in die Nacht, wenn er früh aufstehen will! Ganz davon zu schweigen, dass Sie mich haben warten lassen.«

Claude errötete, während er Palette und Pinsel entgegennahm. Er starrte von den verschwommenen Apfelbäumen zu der leeren Leinwand auf der Staffelei vor ihm. Worüber regte sich dieser seltsame Mann mit seinen schlammverschmierten Schuhen so auf? Landschaften! Da ging es doch nur darum, die richtige Farbe an die richtige Stelle zu setzen. Er würde sich der Herausforderung stellen und sich danach wieder schlafen legen. Bis dahin hätte sich sein Vater sicherlich auch auf den Weg zur Arbeit gemacht.

Der junge Tag erhob sich hinter den Bäumen, und die dunklen Spitzen der Blätter begannen zu schimmern. »Unentwegt bewegt sich alles!«, rief Claude nach einer halben Stunde und schob sein Haar mit der Armbeuge zurück. »Davon haben Sie

mir nichts gesagt. Wie soll ich das machen, wenn die Luft ständig flimmert und sich das Licht verändert?«

Die Sonne stieg hoch, erwärmte ihn und die Erde. Seine Beine und der rechte Arm schmerzten, in seinem Kopf hämmerte es, und seine Augen brannten vom Schauen. Als er ein paar Stunden später zurücktrat, um zu betrachten, was er geschaffen hatte, sah er nur unbeholfene Farbstriche. Das Grün war falsch. Vorher war es noch richtig gewesen, und jetzt war es falsch. Wenn die Farben doch nur dieselben blieben, wenn die Luft doch nur dieselbe bliebe!

»*Pas mal* – nicht schlecht für den Anfang«, bemerkte Boudin, der hinter Claude getreten war, um dessen Leinwand zu betrachten. »Ihr Strich ist gut, weil Sie gut zeichnen können, aber Malen ist ... nun ja, Malen! Wenn Sie dabeibleiben, werden Sie besser werden. Irgendwann werden Sie vielleicht etwas von Ihrem Herzen offenbaren.«

»Das sollte ein Mann aber niemals tun, nicht wahr?«, erwiderte Claude grob. »Mein Vater behauptet das. Zumindest darin dürfte er recht haben.«

Sie machten nur eine Pause und verzehrten Brot, Käse und Wein, die der alte Maler mitgebracht hatte. Am frühen Nachmittag waren sie beide müde. Claude schüttelte Boudins Hand und humpelte nach Hause, wo er ins Bett fiel und bis zum Morgen schlief. Als er die Augen öffnete, sah er als Erstes das Bild auf seinem Sekretär. Während er es noch halb verschlafen betrachtete, geschah etwas Merkwürdiges: Das Bild schien auch ihn zu betrachten. Etwas eingeschüchtert erhob er sich und trat näher. Aber da ist doch gar nichts!, dachte er. Alles ist tot. Doch plötzlich schienen ein paar Äste des Baums lebendig zu sein. Darüber hing eine steife Wattewolke, und er dachte: Vielleicht könnte ich an der noch etwas verbessern, sie so malen, als ob sie lebte. Vielleicht könnte ich das.

Verblüfft schaute er auf seine Hände.

Später am Tag ging Claude hinunter zu Graviers Laden. Er schritt zwischen den Regalen voll praller Metalltuben mit Farben aus England hindurch, die Farbtöne als Muster dick auf ein Holzbrett aufgetragen. Weiter hinten standen auf Keilrahmen aufgezogene Leinwände sowie Leinwandrollen, die wie Teppiche an der Wand lehnten. In einem anderen Gang gab es dicke Papierblöcke, kleinere Skizzenbücher, Gläser mit Stiften, krümelige Pastellkreide in einem Holzkasten und zahlreiche Pinsel – von feinstem Zobelhaar für Tuschzeichnungen bis hin zu solchen, die so breit waren wie seine Hand. Es gab Kästen mit Aquarellfarben, jedes kleine Quadrat vom nächsten getrennt, ein Gefäß mit Spachteln in verschiedenen Größen, Paletten in jeder Form.

Was könnte ich mit diesen Utensilien anfangen?, fragte er sich. Was könnte ich tun? Mag sein, dass ich miserabel male, aber ich muss es versuchen. Das spürte er in jedem Muskel seines schwächtigen Brustkorbs.

Ein paar Tage später entdeckte er Eugène Boudin mit seiner Staffelei am Kai beim Malen der Boote. »Monsieur«, sprach Claude ihn höflich an, »ich möchte Ihr Schüler werden, falls Sie bereit sind, mich anzunehmen.«

Der Maler wandte sich nicht von seinem Werk ab, blinzelte jedoch ein paar Mal. Schließlich sagte er: »Ich bin hocherfreut, Monet. Und die Karikaturen?«

»Vielleicht später.«

In diesem Frühjahr begleitete Claude den älteren Künstler. Die beiden malten in Honfleur auf der anderen Seite der Flussmündung, dann malten sie die Flussmündung selbst. Claude malte in Öl und gelegentlich in Rötel oder Pastellkreide. Wohin er auch schaute, sah er Schatten, Formen und Farben, Dinge, die sich zurückzogen, nur um gleich darauf wieder auf ihn zuzuströmen. Und jeden Tag dachte er: Heute werde ich es schaffen, heute fange ich sie alle ein. Doch jeden Tag spürte er, dass er

von neuem begann. Was er heute sah, machte die Arbeit des Vortages zunichte.

Am Abend, während der friedvollen Stunde, bevor sein Vater von der Arbeit nach Hause kam, saß Claude im Salon bei seiner stickenden Mutter. »Eines Tages gehe ich zum Kunststudium nach Paris«, erzählte er ihr. »Würdest du dich für eine Weile von ihm trennen und mit mir kommen? Wir werden in die Oper gehen und ins Ballett.« Im Lampenlicht betrachtete er sie genauer. Sie hatte ihm das Profil zugewandt, und er sah, dass ihr Hals unter dem hohen Spitzenkragen dünner geworden war und ihre Hände zerbrechlicher.

»Isst du nicht ordentlich?«, fragte er besorgt.

»Doch, aber trotzdem verliere ich an Gewicht.«

Die Uhr tickte, draußen fuhr der Wind durch die Bäume, und Claude atmete tief durch, um die plötzliche Furcht zu vertreiben. Er senkte die Stimme und sagte störrisch: »Du wirst mit mir nach Paris gehen.«

Von diesem Tag an hörte seine Sorge um sie nicht mehr auf. Jeden Morgen, wenn er zum Malen das Haus verließ, blickte er zurück zum Fenster ihres Zimmers, aber die geschlossenen Läden verrieten ihm nichts. Sie wird im Salon sitzen, wenn ich heute Abend zurückkomme, sagte er sich, und ich werde ihr zeigen, was ich gemalt habe.

Er zwang sich dazu, sich auf sein Bild zu konzentrieren, doch sobald die Konzentration nachließ, kehrten seine Gedanken nach Hause zurück. Dann blickte er auf die halbfertige Leinwand und rief: »Je härter ich arbeite, desto mehr verlange ich von mir. Wie lange wird es dauern, bis ich gut bin?«

»Ihr ganzes Leben lang, Claude.«

»So viel Zeit bleibt mir nicht. Ich mache mir Sorgen um meine Mutter. Letzten Monat war ständig der Arzt da, und niemand erzählt mir etwas. Und heute fühle ich mich so beklommen,

dass ich nicht weitermalen kann. Ich muss nach Hause und nachsehen, wie es ihr geht.«

Als er zur Tür hereinstürzte, kam Tante Lecadre die Treppe herunter, und ein Blick auf ihr faltiges Gesicht und die bleichen Lippen ließ ihn erkennen, dass alle Freude daraus gewichen war. »Niemand sagt mir etwas!«, flüsterte er und schaute über die dunklen Stufen hinauf zum Treppenabsatz.

»Liebster Claude, wir hofften, es wäre nicht so.«

Er eilte an ihr vorbei. Um ihn herum verwandelte sich der Flur in Linien und Farben, bevor er sich in Schatten verlor. Im Schlafzimmer drängte er sich an dem Arzt vorbei, warf sich auf das Bett und verbarg sein Gesicht im gelösten Haar seiner Mutter.

Zwei Wochen später hörte Claude die Erde auf ihren Sarg fallen wie abgemessene Schläge. Er brach aus dem Familienkreis um das offene Grab aus und rannte den Hügel hinauf, bis ihm die Luft wegblieb. Unter einer Baumgruppe spürte er diese furchtbare Enge in der Kehle, die ihm anzeigte, dass er seinen Kummer nicht länger zurückhalten konnte. Er klammerte sich an einen Baum und schluchzte so heftig, dass er meinte, ihm werde der Brustkorb zerreißen.

Über das Haus in Ingouville senkte sich Stille. Nur Claude spielte mitten in der Nacht leise auf dem Piano, bis sein Vater herunterrief: »Hör auf!«

Ein paar Tage nach der Beerdigung betrat er das Schlafzimmer seiner Mutter und drückte sein Gesicht an ihre Kleider, die im Schrank hingen. Er nahm ihre Handschuhe aus dem Handschuhkasten und legte sie auf das Bett. Ich habe sie nie gemalt, dachte er gequält. Sie hat nur die allerersten Anfänge von dem gesehen, was ich vollbringen könnte. Als Geburtstagsgeschenk wollte ich ihr den Garten malen, und jetzt ist es zu spät. Ich hatte recht damit, dass mir nicht so viel Zeit blieb.

Hinter der geschlossenen Schlafzimmertür seines Vaters war kein Laut zu vernehmen.

In den nächsten paar Jahren malte Claude fast ununterbrochen. Manchmal nahm er sich etwas zu essen mit, blieb tagelang fort und übernachtete in kleinen Häusern oder Gasthöfen. Boudin und er wanderten und malten zusammen.

Als sie eines Tages ihre Pinsel weglegten, sagte Boudin: »Hören Sie zu, junger Freund. Sie sind jetzt zwanzig, und ich kann Ihnen nichts mehr beibringen. Gehen Sie nach Paris, um dort zu studieren. Sprechen Sie mit Ihrem Vater.«

»Er wird nicht einwilligen«, sagte Claude. »Seit ich die Schule verlassen habe, drängt er mich, in seinem Geschäft zu arbeiten. Aber ich werde ihn erneut fragen.« Er wischte sich den Sand von den Füßen, zog Socken und Schuhe wieder an, ging hinunter zum Kai und betrat das Geschäft für Schiffsausrüstungen.

Adolphe Monet schaute von seinem Schreibtisch unter den von der Decke hängenden Laternen und Tauen auf und warf Claude einen scharfen Blick zu. »Da bist du ja, Junge!«, rief er. »Heute Morgen hat mir einer der Fischer mitgeteilt, dass du mit seiner Tochter geschlafen hast, und wollte wissen, wann du sie heiraten wirst. Ich habe meinen Sohn seit einer Woche nicht gesehen, habe ich ihm gesagt.«

Er riss sich die Brille von der Nase und ließ sie auf seine Unterlagen fallen. »Verdammt noch mal, Claude!«, brüllte er und schlug mit beiden Händen auf den Schreibtisch. »Du bist schon aus dem Haus, wenn ich aufstehe, und schläfst bereits, wenn ich heimkomme. Du wirfst dein Leben fort und überlässt mir hier die ganze Arbeit, obwohl ich alt werde und du das weißt! Und du verdienst nicht mal einen einzigen Franc mit dieser neuen Besessenheit. Landschaftsbilder!«

»Ich will nach Paris, um Kunst zu studieren.«

Tante Lecadre eilte von hinten durch die Kisten auf sie zu und blickte ängstlich vom einen zum anderen. Claude griff nach ihrer rauhen Hand und küsste sie. »Sprich mit ihm, Tante! Du musst!«, flehte er. »Ich kann es nicht länger aufschieben. Ich

muss nach Paris. Wenn ich versage, komme ich nach Hause zurück. Das verspreche ich.«

Die alte Frau berührte Claudes Wange. »*Alors*, Adolphe!«, sagte sie an den Vater gewandt. »Lass ihn für eine Weile gehen. Warten wir ab, was er daraus macht. Du weißt, wie verrückt ich als Mädchen nach der Malerei war. Ich habe Künstlerfreunde in Paris. Sie könnten ihm helfen, eine Unterkunft zu finden.«

»Geld bekommt er von mir nicht!«

Hitzig rief Claude: »Ich brauche dein Geld nicht. Von den Einnahmen aus meinen Karikaturen ist noch genug übrig.«

Adolphe Monet tastete nach seiner Brille zwischen all den Papieren. »Dann geh«, erwiderte er matt. »Vielleicht wächst unterdessen Gras über die Sache mit dem Mädchen hier. Aber eines verspreche ich dir, mein Sohn: Du wirst zurückkommen.«